

Kapitel 1 Ganz von vorn beginnen

Eva und Uwe Knells haben sich zusammen mit ihren beiden Töchtern einen Traum erfüllt: Sie leben da, wo andere Urlaub machen – an der Costa Blanca in Spanien. Vor sieben Jahre ist die Familie aus Bielefeld hierher gezogen. Doch Strandspaziergänge wie heute sind eher selten.

Uwe: „Vamos! Einsatz!“

Uwe muss hart arbeiten, um seine Familie ernähren zu können. Seine berufliche Zukunft in Deutschland sah nicht besser aus.

Uwe: „Und dann war es so, dass ich ein kleines Geschäft in Deutschland hatte, und ... [der] Computerbereich lief nicht mehr so gut. Die Discounter kamen mit ihren Geräten auf den Markt. Der Preisdruck kam, dass wir dann gesagt haben, uns hat's dort unten so gut gefallen, da können wir was anderes machen.“

Eva: „Ja, und dann haben wir uns irgendwann gedacht: Warum warten? Noch sind wir in einem Alter, wo man noch mal was Neues anfangen kann, und da haben wir das in Angriff genommen.“

Eva gibt ihre Tierheilpraxis auf, Uwe sein Computergeschäft. Das Geld reicht aus, um in einer Ferienanlage bei Alicante diese Wohnung zu kaufen. 75 m² für vier Leute. Immerhin eine sichere Bleibe für den Anfang. Die Knells wollen beruflich durchstarten und bald ein größeres Haus kaufen, doch das wollen sie schon lange.

Eva: „Na ja, jetzt behelfen wir uns nun ein paar Jahre hiermit, suchen aber immer noch weiter. Und ich denke, irgendwann werden wir auch das Passende finden, wo wir ein bisschen mehr Platz haben und nicht mehr so behelfsmäßig leben, wie wir hier im Moment leben müssen, notgedrungen. Und ich denke, das wird schon noch was.“

Mit dieser Einstellung hatten die Eltern auch ihre vier Kinder von ihren Auswanderplänen überzeugen wollen. Am Anfang gehen nur die damals siebenjährige Yvonne und die zwölfjährige Denise mit – mit ganz unterschiedlichen Erwartungen an ein neues, fremdes Zuhause.

Yvonne: „Ich fand das eigentlich schon cool, weil ... irgendwie war das halt schön, weil ... als wir hier Ferien gemacht haben, da war das halt auch sehr, sehr schön.“

Uwe: „Bei Yvonne kann ich mich noch ganz genau dran erinnern, dass sie sagte: ‚Also, einmal müssen wir noch nach Hause, ich muss meine Spielsachen und meine Katze mitnehmen, und dann können wir runter.‘ Das war kein Problem.“

Denise: „Bei mir war es schwieriger ...“

Uwe: „Ja bei dir war ... ja, gut, aber so ...“

Denise: „Ich hatte meine Freunde, ich hatte meine Schule, ich war noch klein und ich war erst zwölfjährig und da musste ich halt mit. Ich konnte mich ja nicht dagegen wehren. Aber na ja.“

Ein gemütlicher Familienabend, fast wie in Deutschland. Nur ohne die beiden älteren Geschwister, 20 und 22 Jahre alt. Eine Tochter lebt in Bielefeld, der Sohn in der Nähe.

Eva spricht gut Spanisch, als sie vor sieben Jahren auswandert, beste Voraussetzung, um auf den Ämtern zurechtzukommen. Doch die Anmeldung von Wohnsitz, Auto und Firma macht das Land zum Behördenalptraum. Alles ist anders und das fängt schon mit den Öffnungszeiten an.

Eva: „Da konnte ich dann schon nachvollziehen, was die Ausländer, also in Deutschland, erleben müssen, denn für die ist es ja praktisch in Deutschland dasselbe, diese Rennerei von Amt zu Amt, wie wir es hier machen mussten, weil wir nun hier die Ausländer waren.“

Auch Evas Töchter sind nun Ausländerinnen. Yvonne besucht die zehnte Klasse einer weiterführenden Schule. Die Sprache ist kein Problem. Das war vor sieben Jahren ganz anders.

Yvonne: „Ich kannte hier keinen und ich konnte auch gar kein Spanisch und da waren so viele Kinder und alle sprechen halt in Spanisch und ich war halt so die einzige Deutsche sozusagen. Ja, und ich war heulend bei meiner ... bei meiner Mama, ich war halt so fest bei ihr und ich wollte gar nicht in der [= die] Schule rein.“

Yvonne gewöhnt sich schnell ein, findet Freunde und wird in drei Jahren ihr Abitur machen.

Eva hat auch ein bisschen Glück: Sie findet einen Job als Hausmeisterin und darf die schönen Häuser von Deutschen pflegen, die sich einen Zweitwohnsitz an Spaniens Sonnenküste leisten. Die 52-Jährige empfindet keinen Neid. Sie ist eine Frau, die anpacken kann und sich durchbeißen will.

Eva: „Es ist durchaus möglich, dass man in seinem Beruf praktisch hier gar nicht arbeiten kann, weil es nicht gebraucht wird.“

Uwe findet in seinem Job als Computerfachmann kein Auskommen. Sein handwerkliches Geschick nutzt er und dient sich als „Mann für alle Fälle“ an.

Uwe: „... Einer muss es ja reingelegt haben und wissen wo ...“

Uwes Kundschaft sind deutsche Dauerurlauber, denn er selbst spricht immer noch kein Spanisch.

Uwe: „Was ist das denn da? ...“

Die Geschäfte im Baugewerbe laufen für die Knells schleppend. Eva und ihr Mann geben nicht auf, sie haben ständig neue Ideen, um den Lebensunterhalt für ihre Familie zu sichern. Neben der Verwaltung von Ferienhäusern hat Eva kürzlich einen kleinen Vertrieb mit spanischen Spezialitäten begonnen.

Geschenkt wird ihnen hier nichts, aber dieses Land ist ihr Zuhause. Was Eva wirklich fehlt, ist ihre große Tochter und ihr einziges Enkelkind. Doch Eva hat auch schon einen Plan, wie sie die in ihre neue Heimat locken will.

Wenn Janine ihre Eltern in Spanien besucht, müssen die Knells in ihrer 75-Quadratmeter-Wohnung noch enger zusammenrücken. Die Abstellkammer wird dann zum Schlafraum für Enkel Giacomo.

Die 30-Jährige sieht ihre Eltern höchstens zwei Mal im Jahr. Heute will sie schon wieder abreisen. Mutter Eva wird bei dem Gedanken das Herz genauso schwer wie ihrer ältesten Tochter.

Vor Janines Abreise haben die Eltern eine Überraschung geplant: einen Besichtigungstermin mit einem deutschen Immobilienmakler. Die Knells träumen seit Jahren davon, in ein größeres Haus zu ziehen. Jetzt, nach sieben Jahren harter Arbeit, könnten sie sich das leisten. Ein Traum ginge nicht nur mit dieser kleinen Finca in Erfüllung, sondern erst recht, wenn ihre älteste Tochter nach Spanien käme und mit einziehen würde.

Eva: „Für mich wäre das Schönste, wenn die ganze Familie hier wäre und unsere Tochter eben mit dem Kleinen auch noch herkommt und ihrem Freund vielleicht. Kannst du dir denn vorstellen, hier so mit einzuziehen, so mal von Deutschland nach hier rüberzukommen?“

Janine: „Ich geh nicht alleine mit Giacomo hierher.“

Uwe: „Musst mal mit ... Musst mal mit deinem ... mit deiner besseren Hälfte absprechen, was die dazu meint, der muss das ja auch erst mal kennenlernen, der kennt das ja noch gar nicht.“

Janine: „Wir kommen im nächsten Jahr runter ...“

Uwe: „... aber ich denke, aufstocken wäre ...“

Janine: „... machen erst mal Urlaub und dann gucken wir uns das mal an.“

Uwe: „Aufstocken wäre hier nicht das Problem, weil ... das Dach muss eh gemacht werden, und wenn wir das

Dach runterreißen, kann man's gleich so machen, dass man aufstockt.“

Wieder einmal ein Überzeugungsversuch, mit dem Eva ihre Tochter nach Deutschland entlassen muss.

Janine: „Tschüs, meine Mami, Nervensäge, olle Meckerziege. ...“

Familie Knells ist vor sieben Jahren in einem neuen Leben in Spanien angekommen. Sie wollen hier ihren Lebensabend verbringen, auch wenn es nicht einfach sein wird.

Yvonne: „Urlaub in Deutschland – ja. Aber leben ...“

Janine: „Aber nicht da wohnen wieder.“

Marcel: „Ja, so für 'ne Woche, ne? Und dann wieder schnell zurück.“

Janine: „Ja. Es ist viel zu kalt.“

Kapitel 2 Simultanübersetzer

Frau: „Sehr geehrte Kollegen, ich danke Ihnen, dass Sie unserer Einladung so zahlreich gefolgt sind. Ich will heute damit beginnen, Ihnen kurz den Ablauf der heutigen Sitzung zu erläutern.“

Eine Konferenz über die Auswirkungen der Globalisierung. Internationale Vertreter sind da, die Russisch, Französisch, Italienisch, Chinesisch, Spanisch, Englisch und Deutsch sprechen.

Frau: „Ich weiß, wir haben bisher heute Morgen ...“

Alltag in einer globalisierten Welt. Wir sind an der University of Westminster in London. Hier werden Simultanübersetzer professionell ausgebildet, also Übersetzer, die noch während gesprochen wird, ohne Zeitverzögerung übersetzen. Regelmäßig müssen die Studenten unter den Augen und Ohren ihrer Dozenten Rollenspiele machen. Nur das trainiert optimal für spätere Jobs bei der EU, den Vereinten Nationen oder anderswo. Wer hierher kommt, der interessiert sich nicht nur für Sprachen, sondern er kann schon neben der Muttersprache mindestens eine weitere Sprache. (...) Im Nebenraum wird die Diskussion auf eine Leinwand projiziert. So können alle Studenten gleichzeitig trainieren. (...) Simultanübersetzer unterteilen sehr strikt, was die Sprachenkenntnisse angeht. Es gibt die A-Sprache, das ist die Muttersprache, in die übersetzt wird. Wie zum Beispiel im Falle von Nadescha Russisch. (...) Dann gibt es B-Sprachen. Das sind weitere Sprachen, in die und aus denen gedolmetscht werden kann. Bei Nadescha Englisch. (...) Und dann gibt es C-Sprachen, das heißt man beherrscht sie ausreichend genug, um

aus ihnen zu übersetzen, aber nicht in sie. (...) Diese strikte formale Trennung unter Simultanübersetzern basiert auf Erfahrungswerten. Danach beherrscht man nie eine Sprache so gut wie die eigene Muttersprache. (...)

Frau: „Aber da sind auch Produkte dabei, die wir genauso gut hier anbauen könnten ...“

Nach Ansicht von Forschern aus Mailand liegt das an Gefühlen und Erfahrungen, die wir eben nur in der Muttersprache machen, und deshalb auch nur mit ihr assoziieren. In Untersuchungen konnten sie feststellen, dass, egal wie gut ein Simultanübersetzer ist, die Muttersprache auch immer gleich Gefühle in ihm auslöst. Alle anderen gelernten Sprachen werden nur rein phonetisch wahrgenommen. Auch Training kann diesen Unterschied nicht völlig wettmachen. Was Simultanübersetzer aber trainieren können, ist ein Teil ihres Frontalgehirns. Dort hat man bei ihnen immens hohe Aktivitäten feststellen können. Das ermöglicht es ihnen, extrem schnell zwischen Sprachen zu wechseln. Eine solche Arbeit ist anstrengend und deshalb arbeiten Simultanübersetzer auch nie allein, denn spätestens nach einer halben Stunde brauchen sie eine Pause.

Frau: „... rein finanziell von großer Bedeutung ist. Ähm. Ich denke, wir machen jetzt eine kurze Kaffeepause, geben unseren Dolmetschern auch die Gelegenheit, eine – äh – sich kurz zu verschnauften. Und wir treffen uns dann hier wieder in ...“

Kapitel 3 Faszination Freeclimbing

Robert Hahn liebt diese Momente, die Stille, den Fels und auch die Gefahr. Freeclimbing ist seine Passion. Das Klettern hoch über der Elbe, ganz ohne Sicherheitsseil, seine große Leidenschaft.

Robert Hahn: „Man konzentriert sich nur aufs Klettern und ist für die Zeit, wo man sich da am Fels bewegt, richtig frei.“

70 Meter geht es steil nach oben, ein Wagnis auf Leben und Tod. Für Robert Hahn gibt es keine schönere Herausforderung als die Sandsteinfelsen der Sächsischen Schweiz. Diesen Sandstein an den Fingerspitzen zu spüren, sagt er, habe etwas Magisches. Er kennt aber auch die Gefahren des Freeclimbings.

Robert Hahn: „Anfassen, anfühlen, anziehen, abwägen, hoffen, dass es hält. Also dieses ... dieses Wechselspiel zwischen ‚Kann ich den Griff halten, kann ich ihn nicht halten?‘. Man hat nur sich selber und die nächste Zugfolge, und wenn man es nicht bringt, fällt man runter und ist im Zweifel tot.“

Abstürze hat es an dieser Stelle schon einige gegeben. Der Fels heißt „Steinschleuder“ und hat in Kletterkreisen einen der höchsten Schwierigkeitsgrade. Selbst mit Sicherungsseil kommen hier nur wirklich erfahrene Bergsteiger hoch. Robert Hahn will kein Seil, er will seine Kräfte mit dem Berg messen. Körperlich und geistig und ohne Kompromisse. Genau das ist es, was ihn reizt.

Robert Hahn: „Es gibt im Leben so viele Ausreden, man kann sich immer irgendwie rauslavieren, aber wenn man in der Wand ist und 50 Meter überm Boden, dann muss jetzt ... dann muss man die Stelle bringen und man kann nicht sagen: ‚Och es ist ... Ich fühle mich heute nicht gut.‘ oder ‚Das Wetter ist schlecht.‘ oder es ist – es gibt nicht. Du musst das dann machen und diese Ehrlichkeit hat man halt selten im Leben, also dieses ... dieses Bedingungslose.“

Robert Hahn hat seinen Felsen bezwungen. Nach dem Aufstieg ist der Blick von der „Steinschleuder“ die Belohnung.

Robert Hahn: „Das ist einfach schön, sehr abwechslungsreich, schroffe Felsen, Täler. Trotzdem, es leben Menschen dazwischen und man geht drei Schritte und ist in der Natur und der Sandstein ist natürlich, also, das Gestein an sich ist natürlich ein...einzigartig.“

Der Freeclimber Robert Hahn hat hier in der Sächsischen Schweiz seine zweite Heimat gefunden, zwischen Schluchten und Tafelbergen im „Tal der Felsen“.

Kapitel 4 Blind geboren

Wenn der elfjährige Kevin Weißpfennig im Garten um die Kurven saust, kommt so schnell keiner hinterher. Und wer ihn nicht kennt, würde wohl kaum darauf kommen, dass er nicht sieht, wo er hinfährt. Kevin ist seit seiner Geburt blind.

Kevin: „Also, ich weiß, wo ich lenken muss. Also, ich kenne mich ja hier aus. Ich wohne ja hier und ich hör’ das. Den Rest mache ich nach Gefühl.“

Vater: „Es ist für mich auch unfassbar, dass er den Weg so gut findet, ohne öfters anzuecken. Er ruft den Weg einfach ab im Kopf und er hört, wo er langfährt. Das ist einfach sensationell.“

Schon im Babyalter bemerkten die Eltern bei Kevin unkontrollierte Augenbewegungen. Untersuchungen ergaben, dass das Kind unter der Leberschen Amaurose leidet, einer erblichen Netzhauterkrankung, die zur Erblindung führt. Kevin war vier Monate alt, als Angela und Horst Weißpfennig erfuhren, dass ihr Sohn nie sehen würde.

Mutter: „Wir waren halt schon sehr geschockt am Anfang, haben uns gefragt: ‚Warum grad wir?‘ Und dann hat sich aber dann doch zum Glück, haben sich doch Perspektiven ergeben.“

So viel Normalität wie möglich, das war Kevins Eltern wichtig. Auf diese Weise, so die Hoffnung, würde Kevin mit seiner Behinderung am besten klarkommen. Und tatsächlich überraschte er seine Familie schon als kleiner Junge mit außergewöhnlichen Begabungen.

Vater: „Mit vier Jahren hat der Kevin Keyboard-Unterricht bekommen und der Musiklehrer hat gesagt, das Talent sollte auf jeden Fall gefördert werden. Und siehe da, mit sieben Jahren ist er schon in der Schulband aufgenommen worden.“

Aber auch daheim kann sich Kevin stundenlang in seine Musik vertiefen. Sein Zimmer hat er in ein kleines Tonstudio umgebaut und das Keyboard an seinen Computer angeschlossen. So nimmt der Elfjährige seine Musik schon wie ein Profi auf. Außer Keyboard spielt Kevin noch andere Instrumente mit Leidenschaft: zum Beispiel E-Gitarre.

Nicht nur musikalisch ist er ein Ausnahmetalent. Auch die Blindenpunktschrift Braille beherrschte der Junge gleich im ersten Schuljahr. Lernen macht ihm Spaß. Und da er die Dinge, die er blitzschnell erfasst, ebenso fix aufschreiben möchte, lernt er momentan Steno für Blinde.

Doch nicht nur das. Am Computer benutzt Kevin die normale Tastatur. Dabei schreibt er mühelos mit allen zehn Fingern, genauso schnell, wie er spricht – fehlerlos. Da sein Computer die Mails in Sprache umwandelt, kann er mit Leuten in aller Welt chatten.

Sich vortasten und ausprobieren war schon immer Kevins Devise. Was er nicht sieht, das tastet er. Für den blinden Jungen ist das ganz selbstverständlich. Auf diese Weise erklimmt Kevin sogar seinen Lieblingsbaum.

Dennis: „Aufpassen, Kevin!“

Kevin: „Ich guck mir den Baum halt mit den Händen an und gucke, wo ich hingehen kann, ja, und dann ... dann gucke ich halt, wie dick die Äste sind, ob ich da draufsteigen kann.“

Eine große Hilfe ist ihm sein älterer Bruder Dennis. Die beiden stehen sich sehr nahe. Der Vierzehnjährige ist stolz darauf, was Kevin ohne Sehkraft alles schafft.

Dennis: „Ich könnte mir das gar nicht vorstellen. Wenn ich mit verbundenen Augen den Baum hochklettern würde, ich würde sicherlich, bevor ich einen Meter hoch gekommen bin, runterfallen. Und ich find’s einfach toll, weil er ist einfach auch ein guter Bruder.“

Um ihren blinden Sohn noch besser zu verstehen, haben Horst und Angela Weißpfennig ein Blindenerfahrungsseminar gemacht. Mit verbundenen Augen in Kevins Welt einzutauchen, hat beide sehr beeindruckt.

Ein spezielles Mobilitätstraining hilft Kevin, sich auch in unbekannter Umgebung zurechtzufinden. Mit fünf Jahren bekam er seinen ersten Langstock, den traditionellen weißen Stock. Mit ihm erspürt er alle möglichen Hindernisse.

Für Kevin ist Blindsein normal. Nur manchmal packt ihn die Sehnsucht, doch sehen zu können.

Kevin: „Ja, es gibt schon Tage, an denen ich das Sehen vermisste. Naja, vermissen ist eigentlich nicht das richtige Wort. Ich hab ja noch nie gesehen, aber manchmal, wenn ich traurig bin, würde ich doch halt gerne sehen können.“

Diese Phasen sind aber sehr kurz. Dann steckt Kevin wieder alle mit seiner Energie an, zum Beispiel beim Wettsingen mit seinem Freund Nico. Und auch für seine Zukunft hat Kevin bereits konkrete Ideen.

Kevin: „Also, ich denke, Programmierer und Musiker. Aber eins da von beiden werde ich als Hobby machen, und zwar Programmierer. Und Musiker werde ich dann wahrscheinlich als Beruf nehmen.“

Pläne, die der Elfjährige ganz bestimmt in die Tat umsetzen wird, denn das wissen alle, die ihn kennen: Was Kevin sich in den Kopf gesetzt hat, das schafft er auch.

Kapitel 5

Linkshänder

Linkshänder sind in der Minderheit und haben es deshalb nicht immer leicht. Etwa 15 % der Weltbevölkerung schreibt mit links. Angeblich sind sie besonders klug. Auch besondere Kreativität sagt man ihnen nach. Doch Rechtshänder sind deshalb im Umkehrschluss nicht etwa einfallsloser oder dümmer. Tatsache ist, beide Gruppen ticken richtig, aber anders.

Matthias Wüstefeld: Der Linkshänder entscheidet mit der rechten Gehirnhälfte. Da hat er auch das räumliche Vorstellungsvermögen, das Melodie-Gedächtnis. Das Gefühl ist da ein bisschen mehr angesiedelt, während der Rechtshänder mit der linken Gehirnhälfte entscheidet. Da ist mehr das sprachliche Zentrum und Zeitvorstellung, Zeitgefühl und so weiter.

Linkshänder, so sagt der Volksmund, sind tolpatschig. Fest steht, sie brauchen im Alltag etwa 30 % mehr Konzentration und Kraft, denn sie leben in einer Welt, die für Rechtshänder gemacht ist.

Felix Rentzsch: Es gibt zum Beispiel Situationen, da kommt man einfach mit links nicht so weiter, wie zum Beispiel bei dieser Kamera, die ist einfach so gebaut, dass man nur mit rechts bedienen kann. Und da fühle ich mich halt wie so – ja – etwas eine Art gehandicapte Person so ein bisschen, manchmal, weil ich irgendwie mit links bisschen besser die Feinmotorik bedienen kann.

Mittlerweile gibt es viele Geräte und Gegenstände, die das Leben der Linkshänder einfacher machen, zum Beispiel in der Küche, im Büro oder beim Basteln und Heimwerken. Linkshänder haben oft das Problem, dass sie mit der Hand das Geschriebene verwischen. Deshalb wurden früher viele Linkshänder umerzogen. Doch das blieb nicht ohne Folgen.

Matthias Wüstefeld: Die meisten Auswirkungen sind erstmal, dass man Konzentrationsstörungen hat, dass man Lerninhalte nicht richtig abrufen kann. Dann kommt eine Links-Rechts-Unsicherheit dazu. Eventuell eine Lese-Rechtschreib-Schwäche oder eine Rechenschwäche.

Inzwischen lassen sich deshalb viele wieder zum Linkshänder zurückschulen. Das dauert mehrere Monate, manchmal auch Jahre. Aber der Aufwand lohnt sich. Denn danach fühlt man sich wieder wohl in seiner Haut. Und das ist schließlich das Wichtigste, bei Links- und bei Rechtshändern. Auch bei Tieren gibt es offenbar ähnliche Veranlagungen. Vogelforscher wollen herausgefunden haben, dass 90 % der Papageien linkshändig – oder besser: linksfüßig – sind.

Kapitel 6 Ticket nach Berlin: Pellworm – Wattwandern im Sturm

Für Team Nord beginnt der Wettbewerb in Schleswig-Holstein, genau genommen mitten auf dem Meer: Die drei sind auf dem Weg zur nordfriesischen Insel Pellworm.

Nichole: Ich fühle mich sehr kalt und mein erster Eindruck ist, es ist grau, aber schön.

Almudena: Ich weiß, es wird nicht zu gefährlich sein, hoffentlich, aber ich bin gespannt.

Abwarten! Noch ist das Wattenmeer ruhig, aber das kann sich ändern.

Detlef Detlefssen (Kapitän): Achtung, hier eine Durchsage: Eric, Nichole und Almudena bitte auf die Brücke kommen.

Eric: Hallo, ja, was denn?

Almudena: Auf die Brücke?

Detlef Detlefssen: Hier ist eure erste Aufgabe.

Nichole: Oh, danke!

Findet Knud Knudsen mit Hilfe der folgenden Geokoordinaten:
54° 30' 16" N 08° 38' 43" O

Almudena: Was ist Knud Knudsen?

Nichole: Ist das eine Insel? Oder ein Mensch?

Das kann das GPS-Gerät auch nicht beantworten. Aber es kennt den Weg. Für die drei beginnt eine Schnitzeljagd über die Insel Pellworm.

Eric: Wo sind wir?

Almudena: Ja, lass uns fragen!

Eric: Da oben?

Almudena: Ja, genau!

Mit dem GPS-Gerät kommt Team Nord nicht weiter, vielleicht hilft ja fragen.

Karin Kobauer (Leiterin des Wattenmeerhauses Pellworm): Moin, moin!

Nichole: Wo sind wir?

Karin Kobauer: Sie sind hier am Wattenmeerhaus von Pellworm.

Hier erfahren die drei, was das eigentlich ist, dieses „Wattenmeer“.

Karin Kobauer: Die Insel Pellworm befindet sich mitten im Wattenmeer, das heißt, das ist das Meer, das wird ab und zu freigespült, und dann ist kein Wasser mehr da, sondern rundherum ist nur noch Land zu sehen. Die Flut kommt, das heißt, sechs Stunden lang geht das Wasser und sechs Stunden lang kommt das Wasser.

Aber nirgendwo ist Knud. Dabei hat die Insel nur wenige „Bewohner“.

Nichole: Sind Sie zufälligerweise Knud?

Passant: Knud Knudsen? Is dat der, der immer barfoot geit? Mit dem grooten Boart? [Ist das der, der immer barfuß geht? Mit dem großen Bart?]

Wieder nichts. Hoffentlich kann Knud Knudsen nicht nur Plattdeutsch, sondern auch Hochdeutsch.

Nichole: Hallo!

Eric: 'Tschuldigung. Wir sind auf der Suche nach Herrn ...

Almudena: ... Knud Knudsen.

Knud Knudsen: Oh, da haben Sie Glück, das bin ich.

Almudena: Echt? Wow! Endlich!

Eric: Und haben Sie weitere Informationen für uns?

Knud Knudsen: Ja!

Almudena und Nichole: Oh, Post für uns. Danke!

Eric: Jetzt kommt die zweite Aufgabe.

Stellt zusammen mit Briefträger Knud Knudsen die Post an folgende Geokoordinaten zu:
54° 27' 48" N 08° 33' 11" O

Nichole: Das heißt ...

Almudena: Süder ...

Knud Knudsen: Ach, Süderoog. Das ist eine Hallig, ja, da muss man durchs Watt gehen. In eineinhalb Stunden ist Niedrigwasser, und wenn man jetzt losläuft, dann könnte man das noch gerade schaffen.

Knud Knudsen ist nicht nur Postbote, er arbeitet auch beim Küstenschutz. Hier repariert und wartet er Deiche. Das sind hohe Erdwälle, die das Festland bei Flut schützen. Es gibt eine Unwetterwarnung. Zum Glück begleitet Knud das Team. Ungefähr sieben Kilometer lang ist die Strecke bis zur Hallig Süderoog. Der Wind wird immer stärker. Nichole, Almudena und Eric kommen nur noch langsam voran. Und dann passiert es: Die Flut setzt ein. Das Wasser kommt zurück. Selbst dem erfahrenen Nordfriesen wird es zu gefährlich.

Knud Knudsen: Das Wasser kommt schon wieder.

Nichole: Was heißt das denn?

Knud Knudsen: Wir müssen jetzt noch über eine Stunde laufen, das würden wir nicht schaffen wieder zurück. Das ist noch ein ganzes Ende rüber und bevor wir dann wieder zurück sind, ist das hier alles mit Wasser voll.

Eric: Wir müssen zurück.

Aber wenn sie jetzt aufgeben, ist das Ticket weg. Das will vor allem Almudena nicht wahrhaben.

Almudena: Wir können schwimmen.

Knud Knudsen: Schwimmen kann man auch nicht.

Almudena: Aber heute wirklich kein Ticket?

Eric: Wir haben verloren.

Knud Knudsen: Kein Ticket.

Almudena: Wir haben das ganz gut gemacht.

Trotzdem: Team Nord liegt 0:1 zurück.

Almudena: Das war deine Schuld, Eric.

Nichole: Du warst zu langsam.

Almudena: Du warst zu langsam mit zwei Koffern.

Kapitel 7 Kunstwerke auf ehemaligen Abraumhalden

Die raue Romantik des Ruhrgebiets. Nirgendwo sonst spürt man sie mehr als oben auf den Halden des Reviers. Aus dem Abraum des Bergbaus wurden Orte der Schönheit. Berge, gemacht von Menschenhand.

Älterer Mann: „Mir gefällt von hier oben am besten das viele Grün.“

Mann: „Ich finde das schön, dass man so was Schönes aus, sagen wir in Anführungszeichen, „Abfall“ herstellen kann.“

Abfall vom Steinkohlebergbau, der heute einen Nutzen hat. Auch Holger Schwichtenberg und seine Mountainbike-Freunde lieben die Halden, wie die Halde Rheinelbe in Gelsenkirchen. Das Kunstwerk hier nennen die Ruhris liebevoll ‚Himmelstreppe‘ und ein bisschen kommt man sich als Besucher hier schon vor wie im Himmel.

Wenn Holger Schwichtenberg anderen von seinen Touren erzählt, staunen die über ‚sein‘ Mountainbike-Revier. So vielfältig und schön erwartet das niemand.

Holger Schwichtenberg: „Ich stell‘ das immer wieder fest, wenn ich mit Leuten spreche aus Bayern, die sagen: ‚Ihr da oben im Ruhrgebiet, ihr habt doch überhaupt keine Berge.‘ Und dann erkläre ich ihnen erst mal, dass es natürlich hier zwar auch schon ein paar natürliche Berge gibt, aber darüber hinaus wir natürlich auch die Halden haben und es echt Spaß macht, hier zu fahren.“

Rund 100 Halden gibt es im Ruhrgebiet. Auf ca. 30 davon sind Kunstwerke zu sehen wie hier in Duisburg. ‚Tiger and turtle‘ – ‚Tiger und Schildkröte‘ nennt sich diese Skulptur. Sie soll den Gegensatz von Schnelligkeit und Langsamkeit verdeutlichen, ein immerwährendes Thema des Ruhrgebiets. Die Industrie hatte in den letzten Jahrzehnten stets Vorrang vor der Natur, doch langsam erobert sich das Grün seinen Platz zurück. So manch einer, der hierher kommt, erinnert sich an längst Vergangenes.

Älteres Paar: „Wenn ich dran denke, so vor 60 Jahren als ... als kleiner Bub und heute, dat is‘ [= das ist] ganz anders. Kann man gar nicht mehr vergleichen.“

Reporterin: „Wie war’s denn früher?“

Älteres Paar: „Vor allen Dingen dreckig. Früher ... früher war es dreckig, aber dat is' ja heute nicht mehr.“

Die Halde hat schon viele berühmte Besucher gehabt. Sie ist Pilgerort und Filmschauplatz. Auch Theateraufführungen finden regelmäßig statt. Mit über 159 Metern ist die Halde Haniel eine der höchsten und imposantesten im Ruhrgebiet. Der baskische Künstler Agustín Ibarrola hat sich hier oben verewigt. Alte, bunt bemalte Bahnschwellen ragen wie Totems aus dem Boden. Auch wenn die Halden künstlich erschaffen wurden, auf sie verzichten will heute keiner mehr.

Michael Sagenschneider: „Ich glaube, wenn wir die Halde wieder abtragen würden, dann würden wir hier schon Protest ernten, weil sie einfach mit mittlerweile ins Bild dazu gehört. Und ich denke mal, das trifft auf alle Halden des Ruhrgebietes mittlerweile zu, weil sie alle irgendeine Nutzung haben.“

Am Fuße der Halde die Zeche Prosper-Haniel. Noch ist sie in Betrieb, aber Ende 2018 wird sie als letzte Zeche Deutschlands schließen. Dann ist die Ära des Bergbaus vorbei. Was bleiben wird, sind die Halden als Zeugen einer arbeitsreichen Zeit.

Kapitel 8 Ein Traum wird wahr

Der Bau der Mauer

Sonntag, 13. August 1961, in Berlin. Seit Mitternacht sind Einheiten der Nationalen Volksarmee, der Volkspolizei und Betriebskampfgruppen dabei, die drei Westsektoren der Stadt hermetisch abzuriegeln. U- und S-Bahnverkehr sind eingestellt.

Währenddessen spielen sich an der Sektorengrenze dramatische Szenen ab. Wie ein Lauffeuer hat sich in Ost-Berlin die Schließung der Grenze herumgesprochen. Wer vorhatte zu fliehen, benutzt die unübersichtliche Lage, um im letzten Augenblick in den Westen zu kommen.

Inzwischen hat sich die Stimmung in der Bevölkerung spürbar aufgeladen. Tausende strömen an die Sektorengrenze und machen ihrem Unmut lautstark Luft. Von den westlichen Alliierten ist zu diesem Zeitpunkt nichts zu sehen.

„Volksabstimmung! Volksabstimmung!“

Die Grenze ist offen

Die deutsche Frage – so Richard von Weizsäcker – ist so lange offen, wie das Brandenburger Tor zu ist. In der Nacht des 10. November 1989 war es nach 28 Jahren zum ersten Mal wieder einen Spalt offen.

West-Berlin vor nicht einmal 24 Stunden. Ein Symbol wird erobert, spontan stürmen erst einige, dann hunderte Berliner die Mauer am Brandenburger Tor. Begeisterung – und ein Einsatzleiter, der seinen eigenen Augen nicht trauen mag.

Polizist (West): „Bei der Menschenmasse werde ich mit Sicherheit nichts unternehmen.“

Reporter: „Wie schätzen Sie die Lage ein?“

Polizist (West): „Die Lage einschätzen ... das hätte ich doch nie gedacht. Das ist Geschichte live. Das ist unfassbar auch für uns, dass uns die Ereignisse so schnell überrollt haben.“

Auftakt zu einem beispiellosen Durchbruch, Ost- und West-Berliner in einer Euphorie, man mag kaum fassen, was man sieht.

Frau: „Wir können's eigentlich immer noch gar nicht richtig glauben, was hier passiert. Und wir sind ... ja, so tief bewegt gewesen, dass wir aus dem Bett ausgest. ... aufgestanden sind und wieder hierhergekommen.“

Mann: „Der Antrieb ist eigentlich der: Ich habe erlebt, wie die ... Mauer gebaut worden ist, und will sehen, wie sie wieder abkommt. ... Entschuldigung.“

Mann auf der Mauer: „Gebt doch mal 'nen größeren Hammer her.“

Hammer und Meißel – etwas macht sich Luft, was seit Jahrzehnten verschüttet zu sein schien. Stundenlang ist das Tor offen, zahllose Berliner zwischen [der Straße] Unter den Linden und der Straße des 17. Juni. Und alles ohne Gewalt. Die Grenztruppen schauen tatenlos zu. Augenzeugen auf West-Berliner Seite, viele DDR-Bürger.

Reporter: „Was geht denn da jetzt in Ihnen vor, wenn Sie jetzt so was hier sehen?“

Junger Mann: „Wahnsinn! Ich kenne es ja nun nicht und nur aus dem Fernsehen und [es] ist beeindruckend, mal direkt vor der Mauer zu stehen, vor allen Dingen von der anderen Seite ... und vor allen Dingen so dicht, man kann's ja praktisch anfassen.“

Reporter: „Nun kommt es ja alles auf ein Thema zu – Stichwort Wiedervereinigung. Wie denkt man denn in der DDR darüber?“

Mann mit Bart: „Äh, na, Wiedervereinigung wollen wohl die meisten nicht so richtig haben, bin ich der Meinung. Da gibt's ja zu viele Probleme mit der ganzen ... mit der ganzen Sache.“

Reporter: „Wie spricht man denn unter den Kollegen darüber, über das Thema Wiedervereinigung?“

Transkript zur DVD

Frau: „Na ja, eigentlich das Gleiche.“

Mann mit Bart: „Also, uns steht’s allen bis hierher, aber sonst ...“

Reporter: „Man will den eigenen Weg gehen?“

Mann mit Bart: „Ja.“

Frau: „Im Prinzip wollen wir ja nichts anderes. Wir wollen unsere Arbeit machen, wir wollen [ein] bisschen verreisen, wir wollen [ein] bisschen was sehen usw., wir wollen leben wie jeder andere, weiter nichts, wa.“

Reporter: „Hat man denn Vertrauen jetzt in die neue Regierung?“

Mann mit Brille: „Nein, Vertrauen nee, Vertrauen nicht. Man ist skeptisch, weil diese Zugeständnisse, dieses ... die jetzt gemacht werden, die sind erzwungen worden durch die Demonstrationen. Aber ... das große Volk ist ja mal die Masse ...“

Mann mit Bart: „Die ganzen Zugeständnisse sind vom Volk erzwungen worden, ja. Da hat die SED kein ... nichts dazu gegeben, ja. Und in zwei Jahren haben wir die Wiedervereinigung.“

Junger Mann: „Wir wollen Freizügigkeit, wir wollen leben und wir wollen da drüben eine ökologische Gesellschaft vielleicht bauen, die besser ist als im Westen. Der Flüchtlingsstrom wird in die andere Richtung kommen. Warten wir’s ab, eins, zwei Jahre. Ich denke schon.“

Reporter: „Wohin gehen Sie jetzt?“

Mann mit Brille: „Bei ‘ne Bekannte [= zu einer Bekannten] rüber, Guten Tag sagen.“

Mann mit zwei Frauen: „Einfach nur gucken und glücklich sein. ... Weiter nüscht [= nichts]!“

Mann mit Bart: „Wir gehen auch wieder zurück, aber wir wollen auch jeden Tag gerne mal rübergucken. ... Ein Abendspaziergang.“

Mann: „[Dafür sind wir] auf die Straße gegangen.“

Junge Frau: „Toll, dass die uns hier alle begrüßen, janz schau [= ganz toll], wie die zu uns stehen.“

Frau mit Tochter: „Wir haben’s gerade gehört und sind sofort los. Wir können’s noch nicht fassen, wir können’s nicht ...“

Reporter: „Wohin gehen Sie hin?“

Frau mit Tochter: „Einfach rüber. Wir kommen ja wieder, aber wir wollten eigentlich dabei sein, wir wollten dabei sein.“

Tochter: „Komm, Mutti!“

Junger Mann: „Also, wer jetzt schläft, der ist tot ... also, [das] ist meine Meinung, und ich wollte da schon immer hin, auf die andere Seite, auf den Bran..., auf der anderen Seite vom Brandenburger Tor stehen und ich glaube, dieser Traum wird heute wahr. Also, eine Überraschung ersten Grades, kann man wirklich sagen.“

Mann im Auto: „Nach 28 Jahren einfach schön, nicht, mal wieder über die Grenze zu kommen und, und ... es ist einfach toll!“

Reporter: Meinen Sie, dass das was bringt, äh ... gegen die Flüchtlingswelle?

Mann im Auto: Ach, ja, mit Sicherheit, doch. Also, wissen Sie, ich hab [ei]ne Gaststätte hier in Ost-Berlin und ich höre jeden Tag, also, ... es will je keener [= keiner]. Wenn man frei hin und her kann, dann bleibt wohl jeder zu Hause.“

Die allermeisten hatten bei ihrem spontanen Ausflug nur ein Ziel: mit der U-Bahn zum Kurfürstendamm.

Durchsage: „Im Namen der BVG West: Herzlich willkommen in West-Berlin!“

Glitzerwelt zum Schnuppern. Die Szene erinnert ans Kino. Einmal Ku’damm und zurück.

Junge Frau: „Ich geh auf jeden Fall zurück, weil ich an dieses Land glaube, und ich würde es einfach nur sehen, diese wunderbare Stimmung hier, und diese Stadt, die ich all diese Jahre vermisst habe, glaube ich.“

Reporter: „Waren Sie denn auch drüben oder konnten Sie nicht?“

DDR-Grenzer: „Ich hab hier meinen Dienst versehen. [Ich] muss doch aufpassen, dass alles in geordneten Bahnen läuft.“

Reporter: „Warten Sie auf jemand[en]?“

Mann mit Bart: Ja, wir warten, aber wir wissen nicht, ob sie kommen. Wir wussten ja gar nicht, dass wir hier warten können. ... Det is [= das ist] total irre. Was ist denn hier los? Wissen Sie was? Ist alles ... kann man hin und her? Wissen Sie was? Det [= das] wär doch zu schön. Können Sie was sagen?“

Reporter: „Keiner weiß was Genaues.“

Mann mit Bart: „Keener weiß was Genaues? Ich find das fantastisch, dass sich die Leute hier treffen. Wat Schöneres gibt es nicht. Das muss alles weg hier, alles! Die Leute sollen hin und her gehen, dann ist es gut. Mensch, fantastisch!“

Kapitel 9 Deutschlandlabor: Musik

Wie leben die Deutschen und wie sind sie wirklich?

Nina: Hallo! Wir sind Nina ...

David: ... und David vom Deutschlandlabor. Wir beantworten Fragen zu Deutschland und den Deutschen.

Nina: Heute geht es um das Thema „Musik“. Machen viele Leute in Deutschland Musik?

David: Welche Instrumente spielen sie und wo gibt es gute Konzerte?

Etwa 14 Millionen Deutsche machen regelmäßig Musik. Die meisten spielen ein Instrument, andere singen, zum Beispiel in einem Chor. Etwa 75.000 Menschen in Deutschland verdienen ihren Lebensunterhalt mit Musik. Zwei Drittel der Berufsmusiker sind selbstständig. Nina und David wollen wissen, welche Instrumente die Deutschen spielen.

Nina: Spielst du ein Musikinstrument?

Passant 1: Ja, ich spiele Gitarre.

Passant 2: Ich hab' mal Klavier gespielt.

Passant 3: Ich, nee, gar nicht.

Passant 4: Blockflöte, Querflöte ...

Passant 5: Schlagzeug und Trompete.

Passant 6: Gitarre.

Passant 7: Einmal Gitarre, das erst seit drei Jahren, und halt schon seit zwölf Jahren Klavier.

Passant 8: Blockflöte hab' ich gelernt.

Passant 9: Ich singe manchmal.

Hier in Bonn, der Geburtsstadt von Beethoven, sind die beiden mit dem Thema „Musik“ genau richtig.

Nina: Das erste Instrument der Deutschen ist oft die Blockflöte.

David: Und die beliebtesten Instrumente sind Klavier und Gitarre.

Nina: Und die Stimme. Viele Menschen in Deutschland singen gern.

David: Das stimmt. Und jetzt sind wir an einer Musikschule und schauen uns das mal an.

Nina: Welche Instrumente lernen denn die Menschen an der Musikschule?

Steve H. Stevens: Ich glaube, die gängigsten Instrumente an der Musikschule sind Klavier, gefolgt von Gitarre und Violine. Bei uns ist der Gesang ganz vorne.

David: Und warum? Warum wollen so viele Leute singen?

Steve H. Stevens: Die Stimme ist einfach ein natürliches Instrument und da braucht man nichts für anschaffen, man braucht nichts zu kaufen und jeder kann's.

Nina: Und was glaubst du, welche Rolle spielt Musik für die Deutschen?

Steve H. Stevens: Ich glaube, Musik spielt eine sehr große Rolle in Deutschland. Leider Gottes ist es nur so, dass heutzutage viele Kinder nicht mehr die Zeit dafür haben, wie das früher der Fall war.

Die Jugendlichen aus dieser Band haben sich in der Musikschule kennengelernt und schreiben auch eigene Lieder. Im Moment proben sie für ihr erstes Konzert.

Nina: Was ist das für ein Gefühl, Musik zu machen?

Anna Falderbaum: Es befreit und es macht einfach Spaß.

Sebastian Schubert: Freiheit und man kann vom Alltag ablassen und einfach ausschalten.

Es ist Zeit für ein Experiment. Wie musikalisch sind die Deutschen? Nina kann „Alle meine Entchen“, das bekannteste deutsche Kinderlied, auf der Blockflöte spielen. Wer kann es noch? Nicht jeder. Bei einigen ist der Flötenunterricht wohl schon ziemlich lange her.

David: Also, ein Talent haben wir hier.

Nina: Wo ist die Schlange?

Aber bei manchen klappt es noch ganz gut. Zeit für ein richtiges Konzert: Heute Abend spielt eine Band in einem kleinen Club in Bonn.

David: Welche Art von Musik macht ihr?

Peter Baldus: Wir machen Ska, Reggae, Rocksteady.

David: Und schreibt ihr eure Texte alle selber?

Peter Baldus: Ja, das ist eigentlich so Hauptbestandteil der Musik, dass wir das selber machen. Ich finde Covern nicht so interessant.

Nina: Und könnt ihr von der Musik leben?

Musiker: Nee, können wir nicht, wollen wir auch nicht. Wir haben andere Berufe, die uns unser Einkommen sichern, und das ist unser Hobby. Das machen wir zum Spaß.

David: Musikmachen ist in Deutschland ein beliebtes Hobby. Manche Leute spielen in Bands und geben Konzerte.

Nina: Viele Menschen in Deutschland lernen als Kind Blockflöte. Als Erwachsene spielen sie aber nicht mehr so oft. Ich finde, ich kann das noch ganz gut.

Kapitel 10

Vogelflug

Das sind Vogelforscher bei der Arbeit. Wenn die Kraniche kommen, müssen Günter Nowald und sein Kollege jeden Tag raus. Vögel zählen. Sie wollen herausfinden, ob die Tiere ihr Zugverhalten ändern.

Günter Nowald: „Immer mehr Kraniche versuchen, in Deutschland zu überwintern. Wir haben in den letzten Jahren, im letzten Winter beispielsweise, dreieinhalb, viertausend Kraniche, die in Deutschland geblieben sind, in dem supermilden Winter. Davor, 2006/2007, waren es sogar über 15.000 Kraniche, die in Deutschland geblieben sind. Das lag daran, dass das Wetter einfach warm war und entsprechend zeitiger können die Brutpaare ihre Reviere wieder besetzen und eher mit der Brut beginnen.“

Millionen Zugvögel aus nördlicheren Breiten überqueren im Herbst und im Frühjahr Deutschland. Unter ihnen eine viertel Million Graukraniche. Dass die Tiere heute früher und länger bei uns auftauchen, ist für Forscher ein Hinweis auf den Klimawandel. Denn das Verhalten der Zugvögel ist nichts anderes als eine Anpassung an veränderte Klimabedingungen.

Peter Berthold: „Die Vogelwelt verändert sich jetzt schon, deutlich spürbar und dramatisch. Um Zahlen zu nennen, wir haben ungefähr 45 verschiedene Arten, die jetzt vom Mittelmeerraum allmählich nach Norden vorrücken und auch von Nordafrika.“

Einer dieser Einwanderer: Der Bienenfresser. Eigentlich lebt er im Mittelmeerraum. Doch neuerdings scheint sich der Exot auch bei uns wohlfühlen. Rund 500 Paare brüten bereits in Deutschland und es könnten noch mehr werden.

Peter Berthold: „Ich halte es nicht mehr für lächerlich zu sagen, dass in 50 Jahren evtl. hier Flamingos stehen und hier in zwei, drei abgestorbenen Bäumen mindestens drei verschiedene Papageienarten brüten. Das ist schon, sagen wir mal, fast in greifbare Nähe gerückt, dass wir solche Veränderungen bekommen werden.“

Um diesen Wandel wissenschaftlich nachzuweisen, müssen die Forscher jedes Jahr eine Art Volkszählung der Zugvögel durchführen. Nach strengen Regeln, die sich seit Jahrzehnten nicht verändert haben. Wer zum ersten Mal gefangen wird, bekommt einen Ring mit einer Nummer. Stirbt der Vogel und wird gefunden, dann dient dieser Ring als Ausweis. Jede Vogelwarte

nimmt solche Ringe entgegen und meldet den Fund. So erfahren die Forscher, wohin die Vögel geflogen sind. Auf diese Weise entsteht nach und nach ein Bild davon, wie sich das Verhalten der Zugvögel über die letzten Jahre verändert hat.

Peter Berthold: „Also, die Vögel sind, auch was die Klimaveränderung anbelangt, die besten Bio-indikatoren, die es in der ganzen Welt gibt. Aus dem ganz einfachen Grunde, die Vögel sind am besten quantitativ beobachtet von allen Tiergruppen, sodass wir, wenn heute ein Kuckuck fünf Tage früher in irgend-einer Stadt eintrifft, oft Daten haben, die bis 50, 100 Jahre zurück einem sagen können, so früh war der in 100 Jahren nicht da.“

Doch die genaue Beobachtung der Vogelforscher deckt auch weniger erfreuliche Entwicklungen auf. Sie vermuten beispielsweise, dass auch das Aussterben der Störche in Deutschland mit dem Klimawandel zu tun hat.